

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 251.

Dienstag, den 27. Oktober

1925.

„Draußen, am Wall von Sevilla . . .“

(88. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Roman von Erica Gruve-Vörcher.

Ganz unauffällig, ganz zwanglos und doch eine große Darstellungskunst verratend, überhauchte sie ihren Gesang mit einiger Komik. Sie gab das Landmädchen mit dem etwas schwerfälligen, täppischen Gang, das etwas Käselnde des Gesanges der unteren Volksschichten. Das merkten die Zuschauer, die ein feines Verständnis für alles Volkstümliche ihres Heimatlandes hatten, und wer von ihnen das Lied kannte, der summete es mit oder sang es gar ganz leise mit, mit dem Refrain: „Nando! Nando! wo bist du in der großen Stadt —?“ und daß sie alle Wirtschaften abfragen wolle: ob vielleicht ihr Nando hier einkehre —? Ihre Bewegungen waren einfach. Kaum, daß sie Arme und Hände bewegte. Höchstens, daß sie im langsamen Auf- und Abschreiten den korallenroten Wollschal vom Arm nahm und ihn zwanglos sich um den Hals schlang.

Der Kontakt zwischen ihr und dem Publikum war gefunden. Man lachte und war entzückt, sie nun als einfaches Landmädchen in dieser feinen Komik gehört zu haben. Unbeweglich sah Manuel zwischen dem Applaus rings um ihn. Er beteiligte sich noch nicht. Er wollte nicht, daß sie ihn sehen sollte!

Als der Vorhang zum zweitenmal hochging, setzten im Orchester einige neue Instrumente ein. Diese eigenartig klagenden, fein wie in Ornamenten musikalisch sich schmiegenden Klänge entströmten den Holzinstrumenten, wie Spanien sie in so mannigfacher Weise besitzt . . . Manuel horchte auf. Gerade droben in Barcelona hatte auch er diese Holzbläser gehört, wenn sie das volkstümliche Orchester zum volkstümlichen Tanze, der Sardana, bildeten, welche jung und alt, hoch und niedrig, arm und wohlhabend allsonntäglich unter freiem Himmel auf der Plaza Cataluña tanzte.

Hier aber zu diesem neuen Vortrag unterstrichen sie das ausgesprochen Lyrische des Liedes. Jetzt kam sie als Hirtenmädchen aus Kastilien und begleitete mit ihrem Liede scheinbar die Hirtenflöte ihres Vaters: des einsamen Wanderers droben in den Felswüsteneien Nordspaniens —. Alles ließ sie unter ihrem schwermütigen Gesange vor dem geistigen Auge aufleben —: wie die eigentlich lehmgrauen Felswände unter den Strahlen der untergehenden Sonne rot aufleuchteten. Wie der Frühling endlich auch in dieses fernste Tal stieg und über die Obstbäume seine silbernen Blüten Schleier spannte. Wie sie selbst Tag um Tag niemand sah als ihren Vater, dem sie das Essen zutrug, und die Schar der weidenden Schafe, und über sich den blauen Himmel, und wie sie das Rauschen eines Gebirgsbaches hörte, der aus der Schneeschmelze Wasser getrunken — und ringsum keinen andern Laut als den ihres eignen einsamen Hirtenliedes! —

Auch hier war der Beifall stark. Diesmal anders, nicht laut, sondern verhalten und dankbar. Wer hier unten im üppigen Andalusien hatte bisher viel an die Leute gedacht, die droben in der Einsamkeit des Nordgebirges ihr Leben lebten —?

Dann kam sie als Bürgermädchen irgend eines

mittelgroßen Städtchens in der Tracht von der Provinz Navarra. Sie sang das Lied eines Poeten aus jener Gegend. Aber der Inhalt war der Schmerz des erst umworbenen, dann verlassenen Weibes, wie er in seiner Tragik nicht nur in Navarra, nicht nur in ganz Spanien, sondern in der ganzen Welt möglich war, wo Menschen atmeten.

Die Holzbläser schwiegen diesmal. Einzig Violinen und ein Cello trugen nun die melodische Begleitung zum Gesang. Es war, als ob auch die Musiker einen Hauch der tiefen und wahren Kunst verspürten und aus der Schablone ihrer sonstigen Begleitungsweise aufwachten.

Und dann der Augenblick, da Pilar ihn erblickte —! Sie sang gerade —: „Geseget sei die Liebe!“ Es war der Rehrreim der ersten Verse ihres Liedes, in denen sie sang, wie sie ihn kennen gelernt, wie er immer vor ihr Fenster gekommen und um sie geworden — und wie sie glücklich sei. — Aber dann war eine Wendung gekommen — und er hatte sie verlassen —.

Hätte sie bisher mehr in der Mitte der Bühne sich gehalten, bald langsam auf und ab gehend, bald stehen bleibend und nur ab und zu die Hände zur ausdrucksvolleren Unterstreichung hebend, ausstreckend, oder sie zu senken, so schritt sie jetzt, unwillkürlich von dem steigenden Pathos des Inhalts getrieben, dem Vordergrund zu und stand fast vor der Orchesterrampe. Ihre Augen drangen ins Publikum. Es war, als müsse sie jedem einzelnen sagen, wie sehr sie gelitten, und welch fürchterlicher Schmerz die Untreue des Geliebten über sie gebracht — ihre schönen Augen gaben den echtesten Schmerz wieder, man fühlte, daß sie selbst empfand, was sie jetzt sang.

Da hielt sie inne —, das Orchester begann fast den Faden zu verlieren, denn der Kapellmeister zögerte mit dem Taktstock — schien er irgend eine plötzliche Improvisation von ihr zu vermuten —? Keine Unmöglichkeit bei ihrer wahren und ursprünglichen Kunst! —

Gefundenlang war ihr Blick auf irgend einen bestimmten Punkt gerichtet. Wer von all den Hunderten ahnte, was in ihr vorging —? Wußte, daß sie zuerst an eine Selbstsuggestion geglaubt, als habe sich ihre Phantasie den einst Geliebten, den Treulosen vor Augen gezaubert von dem sie nun sang, und dessen Untreue ihr jedesmal dieses Lied zum Erlebnis machte —? Wer hatte auch nur eine Ahnung davon, daß ihr wach gewordenen Blick in dem Manne, den sie eben nur in einer großen Ähnlichkeit vor sich entdeckt zu haben glaubte, nun tatsächlich den Geliebten erkannt hatte?!

Aber die kleine Pilar war stark geworden im Laufe dieses einen Jahres voll unerhörten Seelenleidens, voll unerhörten Wollens, Erlebens und Aufwärtsstrebens! So hatte sie sich auch jetzt vollkommen nach wenigen Sekunden in der Hand. Und diese Stärke mußte sie ihm zeigen! Gerade, wenn er heute sich zwischen all diesen andern gleichgültigen Menschen eingefunden hatte, um zu sehen, daß die kleine Pilar sich zur berühmten „Andalusita“ entwickelt habe!

Der Stolz trampfte sich um ihre anfängliche Bestürzung und das leise wieder aufzudehnde Gefühl des Schmerzes und stählte sie. Nur im Spiel ihrer hübschen feingliedrigen Hände lebte das, was sie fühlte: sie schlossen sich fest zu zwei Ballen und hoben sichempor und reckten sich, als drohten sie in eine weite Ferne. Denn jetzt kam sie zu den Schlüsselworten: „Verflucht sei die Liebe —!“

Ja, verflucht sei die Liebe! Sie sang es aus tiefstem Schmerze, sie schrie es hinaus, und eine tiefe Stille der Ergriffenheit breitete sich plötzlich über den großen Saal. Keine Hand rührte sich im Anfang, nachdem sie geendet. Denn jeder stand unter dem Banne ihrer großen und wahren Kunst. Die wenigsten aber unter den Zuschauern, vielleicht nur die wenigen Denkenden, ahnten, daß nur ein eignes tiefes Erleben die Seele der Künstlerin einst in ihren Grundtiefen erschüttert haben mochte, weil das Erinnern an das Erlebnis durch dieses Lied immer wieder zur erlebten Wahrheit wurde.

Unter diesen wenigen aber war Manuel Madrizeg. Alles, was er ihr getan, alles, was als Ergebnis ihrer damaligen kurzen Unterredung nachts am Goldturm sich hatte in ihr auswirken müssen, das packte ihn jetzt und schüttelte ihn seelisch und schrie ihm den Vorwurf zu — wie er an ihr gehandelt, und wie sehr er sie unglücklich gemacht!

Dann aber, als der kurze Zauber des Ergriffenseins zerstob, brach der Beifall los. Das spanische Publikum wollte der gefeierten Heimatkünstlerin gegenüber nicht mit Beifall geizen. Vielleicht war der junge Torero der einzige, der keine Hand rührte. Niemals hätte er die Taktlosigkeit befaßt, für etwas Beifall zu klatschen, was er ihr einst zu tausend Schmerzen zugefügt.

Da sah er, wie sich ihr Blick wieder fest auf ihn heftete. Nicht wie vorhin in aufdämmerndem Erblicken und Erkennen — sondern jetzt prüfend, in der stummen Frage: „Ja, ich sehe dich —! Warum kommst du her? Hast du verstanden, was ich eben sang —? Hast du begriffen — was du mir einst angetan —?“

Sehr ernst verneigte sie sich im Danke vor den Zuhörern. Sehr ernst und noch selbst erschüttert von ihrem Vortrag. Aber er fühlte doch heraus, wie sie innerlich die Erschütterung bereits vollkommen beherrschte, daß sein Anblick sie nur für den Bruchteil einer Minute aus dem seelischen Gleichgewicht geworfen. Ja, vielleicht war es ihr Triumph, ihm zu zeigen, wie sehr sie sich in der Hand hatte —? Und daß alles nun überwunden sei — alles — und vollkommen —!?

War es deswegen Absicht — oder Zufall, als ihre nächste Nummer sie als Arbeiterin der großen Tabakfabrik auf die Bühne führte —? Das Interesse der Zuschauer lebte wie unter einem Schlag auf — eine Arbeiterin aus der großen staatlichen Tabakfabrik von Sevilla —?! Wer konnte nicht diese Gestalten im vollstümlichen Leben dieser Stadt —?! Eine Cigarrera!

Die meisten dieser Cigarreras hatten ja in der Wirklichkeit herzlich wenig Ähnlichkeit mit der Bizet'schen Carmen. Überwiegend waren es ältere, verblühte Frauen, biedere Mütter, vielleicht auch schon Großmütter, die man im Betriebe aus Rücksicht beibehalten, da sie Handarbeiterinnen waren, während man auch hier allmählich im ganzen Betriebe zur Maschinenarbeit übergehen, aber die Härte vermeiden wollte, die langjährigen Arbeitskräfte der Frauen zu entlassen. So behielt man eben die bisherigen, aber stellte nur wenigen, oft gar keinen jungen Nachwuchs mehr ein. Sie waren im Leben wenig reizvolle Gestalten. Das hier typische lange tiefschwarze Umschlagtuch mit den sehr lang herabfallenden schwarzen Franen umhüllte fast die ganze Gestalt, und einzig die feuerrote Nelke im Haar, die jede von ihnen, selbst die ältesten, trugen, bildete eine freundliche Abwechslung im Bilde der Cigarrera.

Aber diesem jungen Wesen stand das einfache, grellgelb, schwarz- und weißgestreifte fußfreie Waschkleid entzückend! Ein rosa Fichu als Brusttuch blitzte hinter dem schwarzen halblangen Umschlagetuch hervor. Schief

zur Seite hinausragend sah der hohe verzerrte Kamm, unter ihm der Strauß der drei roten Nelken. In der Hand trug sie das flache kleine Körbchen, mit dem sie nun zum ersten Male an diesem Abend tanzte. Nein — vielmehr — sie tanzte, was sie sang und als Erlebnis schilderte! Eilfertig glitten die zierlichen Füße in den flachen, abhaklosen schwarzen und tief ausgeschnittenen Schuhen und den weißen Strümpfen über die Bühne. Sie sang ein Lied, das er noch nicht kannte, das ihr vielleicht einer der jungen Poeten der Stadt gedichtet!

Sie sang von ihrer Unabhängigkeit. Wie sie die Männer alle durchschaue. Wie sie keinem Liebeschwur glaube. Wundervoll war sie nun in ihrer aufwachenden Raffigkeit! Und wie sie plötzlich im Tanze abbrach und innehielt, den Nacken zurückwarf, das flache Körbchen mit einer Geste der Verachtung, der lachenden Verachtung und des siegreichen Zweifels, in die Ecke schleuderte und dann in die Kulisse stürzte —!

Wenn der Beifall sich nach jeder ihrer Nummern auch weiter steigerte, würde er dann nicht in halbe Raserei ausarten —?

(Fortsetzung folgt)

Naturwille.

Rinde und Kern mit schwellendem Saft
Und die Krone voll flüsternder Märchen.
Gewaltig in herber, steller Kraft
Die Wurzel der Erde verpfanden;
Mit tausend Armen die Luft umfaßt,
Und in Tausenden Blüten entforten,
Und immer stärker, trotz Not und Last,
Sich eilelos selber geniehen.
Himmel empor, zur Erde hinab
Im melodischen Gleichklang des Lebens. —
So hoch von Geburt, so tief ins Grab,
Ins Grab, in die Wiege des Strebens.

Charlotte Victoria.

Mister Cleverfox und der Joqi.

Skizze von Emil Bergmann (Wien).

In der nächsten Nähe von Kairo stehen unformliche Steinbauten, die angeblich vor langer Zeit, als noch kein Achtundentag eingeführt war, von Sklaven errichtet wurden und als ewige Ruhestätten für vornehme Mumien gedient haben. Heute dienen sie zu Kletterzwecken, und jeder Reisende, der auf Ehre hält, läßt sich zumindest einmal von einigen schmutzigen Arabern über die meterhohen Stufen hinauf und nach kurzem Aufenthalt auf dem Gipfel abwärts befördern. Wenn er dann halb gelähmt und mit überdehnten Gelenkbändern wieder im Sand angelangt ist, bekommt er schnell einen weißen oder braunen Haik umgehängt, wird auf einem bereits wartenden Wüstenkiff verfrachtet und als — Atrikareisender photographiert.

Manchmal werden mehrere Pyramidentouristen zu einer Gruppe zusammengestellt, was aber böse Folgen haben kann. Denn Leute, die zwischen Cheopspyramide und Sphinx hoch zu Kamel auf die gleiche lichtempfindliche Platte gebannt wurden pflegen sich fürderhin untrennbar miteinander verbunden zu fühlen, und nur arabe Anlute können dieses Freundschaftsband wieder lösen.

Auf solche Art wurde eines Tages der Kontakt zwischen William Cleverfox und Ughela Uha hergestellt. Vor dem Aufstieg auf die Pyramide zwei Weltenfern im Kosmos freisende Einheiten, waren sie zehn Minuten nach dem Abstieg durch Bromsilberpapier und Sympathie fest aneinander gekettet und entschlossen, das fernere Leben gemeinsam zu genießen.

Mister William Cleverfox ist ein Engländer. Was das Gutes und Schlechtes bedeutet, ist allgemein bekannt. Wer aber ist Ughela Uha? Diese Dame plaudert und lacht in allen Sprachen so unbeholfen gewinnend und verrät mit den Augen in allen Dialekten pantomimischer Verständigungsmöglichkeit so interessante Dinge, daß jedem, der das Glück hat ihr zu begegnen, das Herz wonnelam ersittern muß. Sie vereint die Schönheiten aller auf Erden schimmernden Schönen in ihrer diamantenen Gestalt ist klug, lustig, laprizios und elegant, doch niemand kann erründen, woher sie kam der Fahrt, noch wie ihr Nam' und Art. Ich wollte schlau sein und fragte der Reihe nach alle auf der Cafeteria herumlungelnden Eiertreiber, die die bedeutendsten Botschaften der Welt, welcher Sprache die Worte Ughela Uha wohl angehören mögen, keiner aber wußte Bescheid. Nur ein ganz geriebener kleiner Tarbutträger meinte: „Es muß die Sprache der Vernunft sein, denn die versteht kein Mensch.“ Diese unbefriedigende Auskunft konnte mir jedoch die Freude an der Gesellschaft der schönen Frau nicht verderben, und als es ihr gelungen war, Herrn Cleverfox zu einer Indienreise zu überreden, ging ich mit.

In Bombay wohnten wir natürlich im Hotel Taj Mahal am Apollodamm und lieben uns geduldig alle Merkwürdig-

lassen gelassen, die die Stadt zu bieten hat. Von den wenig gemüthlichen Tünnen des Schweigens, in denen bekanntlich die Wirth ihre Losen von eigens dazu angelegten Geiern kesseln lassen, pilgeren wir zur dunkelstehenden Freiluftverbrennung der Hindu und bestaunen überhaupt alle Kulturwunder des Alterthums und der Neuzeit, wie es drapen Herdentouristen geziemt. Schließlich wurde mir aber diese Art des Genießens langweilig, ich machte mich selbständig und traf das Paar erst im Hotel „Kailas i Hind“ in Dschampur wieder. Hier verhielten sie mir vor allem, daß Indien ein interessantes Land sei und erzählten Wunder von einem Jogi, den sie kennen gelernt hatten, der aber gegenwärtig abwesend sei und erst in einigen Tagen zurückkehren wolle. Wir erfreuten uns indessen an den Sehenswürdigkeiten der rothen Residenz und unterhielten uns so gut, wie es bei 40 Grad im Schatten möglich war. Je länger ich aber mit Ughela Ulla beisammen war, desto unbegreiflicher wurde sie mir. Hinter der Maste korrektester Gelehrsamkeit blühte manchmal eine Ahnung von Urzustand auf, ihr Wesen erliefen widerspruchsvoll und kompliziert; sie philosphierte über Kleinlichkeiten so tiefgründig wie ein Professor und schwabte über Offenbarungen wie ein Bacchisch. Manchmal schien sie irgend einen heimlichen Zweck zu verfolgen; Sicheres konnte ich aber nicht erründen.

Eines Tages traf ich die Herrschaften im Hotelgarten, wo sie sich unter einer riesigen Baniane an dem landesüblichen Whisky-Soda labten, und fand den mit Ungeheuren erwarteten Jogi bei ihnen. Diese in Demut einberückelten Könige, die in Vergangenheit und Zukunft leben und manches wissen, was auf keiner Universität gelehrt wird, zeigten sich in der Regel gegen Europäer verschlossen; der anwesende schien jedoch anderer Art zu sein.

„Da war weder Sein noch Nichtsein“, deklamirte er, ohne sich durch meinen Eintritt hören zu lassen, „weder Tod noch Leben, weder Welter noch Land, weder Tag noch Nacht, weder Gut noch Böse. Nur Wille und Sehnsucht erfüllten den Raum, Wille und Sehnsucht, das ist Kraft und Liebe, ergossen sich in Raum und Zeit und zeugten den Anang und das Ende; die Gier nach dem Leben. Hier nach Leben ist das Wesen der Weltseele, ist der Inhalt des Seins, das die Wesen alle zur Quelle zurückführt, aus der sie stammen, das sie führt von Vollkommenheit zur Vernichtung.“

Ich war erschüttert; vor mir lag plötzlich das Buch des Lebens offen, klar leuchtete die Unwahrheit heraus: Von Nirwana zu Nirwana, der Kreislauf der Ewigkeit!

„Mister Cleverfox aber stand unbewegt. Nach ein Kunststück!“ befahl er dem Jogi. Dabei hob er den Becher, der gefüllt vor ihm gestanden. Doch plötzlich erblaste er, in der Bewegung innehaltend. Der Becher erreichte nicht die Lippe. Langsam löste er sich aus der ihn haltenden Hand, schwebte eine Weile frei in der Luft und verschwand dann im Blattwerk der Baniane; und der Jogi verschwand und Ughela Ulla auch. Nur Cleverfox und ich blieben auf der Szene.

Lange Zeit herrschte Schweigen. Schließlich aber kam wieder Leben in unsere erstarrten Geister; der Engländer füllte einen frischen Becher, trank aus und rief lachend: „Der Mann ist kein Geld wert; ein fabelhafter Trick!“

Ich war verärgert, denn ich hätte nicht geglaubt, so leicht und gründlich hypnotisirt werden zu können. Für anderes als Hypnose konnte ich nämlich das Teufelszeug nicht halten.

Dann aber gab es im Hotel große Aufregung. Mit Ughela und der Jogi waren spurlos verschwunden und kamen nie wieder zum Vorschein; ebenso wie die mitverschundenen sehr kostbaren Edelsteine des Engländer. Aber die Verluste hat sich der Mann mit der Zeit getrübet; die Kränkung über die eigene Dummheit wird mit ihm zu Grabe getragen werden.

Musik.

Von Hans Heidlich.

Ich behaupte: Musik ist erfunden worden, um die Menschen zu quälen. Das habe ich am eigenen Leibe erfahren müssen.

Damals wohnte ich in einem Hinterhause der Neustadt, möbliert, vier Treppen, will sagen 112 Stufen hoch. Trodem wohnte über mir noch jemand, nämlich der Bistonsbläser Strube vom Strube-Drache.

Ich wohnte bei Lehmanns. Herr Lehmann ist Hausverwalter und läßt seiner ältesten Tochter, Vene, Klavierstunden geben, während die jüngere, Elly, Gesangsunterricht nimmt.

Unter mir, also im dritten Stock, wohnt Herr Privatier Herbst, ehemals Margarine engros. Herbst hatte einmal, wie er mir selber erzählte, auf einer Kunstauktion ein Grammophon erstanden. Er hätte es mir eigentlich gar nicht erst erzählen brauchen. Ich hörte es ja alle Tage. Ja, ich bekam außerordentlich viel zu hören. Und nicht nur aus der dritten Etage. Am allerhöchsten war Fräulein Ellys Gesangsunterricht. Ein heulendes Glend!

War Elly fertig, kam Vene dran. Ihr Klavier war so verstimmt, daß statt a immer as und statt f immer fis kam. Aber das machte nichts. Bei den Tonleitern glaubte ich manchmal die Wände hoch gehen zu müssen. Können Sie sich vorstellen, daß jemand 48 Minuten lang immerzu nur den Dominantseptimalford von A-Dur spielt? Fräulein Vene brachte es fertig. Ich habe genau auf die Uhr gesehen.

Später hat sie mir selber erzählt, daß es der Dominantseptimalford von A-Dur war.

Raum hatte Vene geendet, so fängt der Bistonsbläser an. Er bläst mehr mit Gefühl als vollkommen, und meistens fortissimo. Er ist unermüdlich; er bläst, daß die Wände wackeln.

Endlich, um 7 Uhr, hört Strube auf. Aber Herr Herbst hat mittlerweile Besuch bekommen, jetzt hört man von unten das Grammophon. Es trägt wie ein heiserer Rabe, und ich kann nicht genau unterscheiden, ob das Stück, das eben gespielt wird, der Trauermarsch von Chopin, oder der Weibermarsch aus der lustigen Witwe ist.

Am interessantesten ist es immer, wenn alle gleichzeitig losgehen. Unlängst hatte ich das seltsame Veranlassen, „Die Post im Walde“ (Bistons), „An den Abendstern“ (Gesang), „Es war in Schöneberg“ (Klavier) und den „Radetzky-Marsch“ (Grammophon) gleichzeitig zu hören. Unten heulte dazu noch der Hofhund Cis-Moll. Soviel ich weiß. Der Bistonsist pustete G-Dur, Fräulein Elly tremolierte in F- oder C-Moll und Vene hämmerte in allen Lagen umher. Die Tonart des Grammophons wechselte, da die Feder nicht gleichmäßig durchzog.

Da ist es mir klar geworden: wenn das so weiter ging, konnte man mich in 14 Tagen zu Grabe tragen. Das mußte ein Ende nehmen. Also ging ich zu Lehmann und kündigte meine Wohnung.

Herr Lehmann sah mich halb spöttisch und halb ungläubig an. Nach einem erregten Disput verwies er mich an das Wohnungsamt.

Dort wurde mir der Bescheid, daß ich ohne weiteres nicht kündigen könnte. Jeder dürfe soviel musizieren, als er nur wolle. Musik sei kein Kündigungsgrund.

Getränkt soa ich wieder nach Hause. Ich mußte es also in Güte versuchen. Zunächst ging ich wieder zu Lehmann. Ich versprach Elly zu heiraten, wenn sie nur mit dem Gesang aufhören wolle, und Vene stellte ich einen Waggon Kränkes zur Verfügung, den ich von meiner letzten Schiebung noch übrig hatte. Dafür sollte sie das Klavierpielen bleiben lassen.

Aber vergeblich!

Ich ging zu Herrn Strube und bot ihm 20 Annullen Spirit an. Ich wußte, daß er bisweilen gerne eins hinter die Binde goß und sich selber vortreffliche Viköre zusammenbraute. — Es nützte nichts.

Selbst Privatier Herbst blieb vollkommen eigensinnig, als ich ihm das schäbige Grammophon für 1000 Dollar abkaufen wollte.

Alle Verlockungen nützten nichts. Bei keinem. Die Musik war ihr Höchstes und blieb es auch.

Endlich kam mir ein Gedanke der Rettung.

Ich lieh eine große Trommel, 4 Blecheller, eine Autohube und 2 Sirenen in meiner Wohnung montieren.

Eines Abends, als eben Fräulein Elly am Singen war, gab ich mein erstes Konzert. Man glaubte im Hause, das jüngste Gericht sei hereingebrochen so intensiv verstand ich Trommel, Blech, Hube und Sirene zu kontravunktieren.

Die Wände begannen zu zittern. Bei Herrn Herbst ist sogar der Kronleuchter von der Decke gefallen. Herr Herbst hat einige Beulen an Stirn und Kinn. Das Grammophon ist zertrümmert worden.

Im Klavier bei Lehmanns nebenan sind von den Schallwellen sämtliche Saiten gerissen. Fräulein Elly verlor vor Schreck die Stimme, und Herr Strube soll sich, wie ich später erfuhr, noch in derselben Nacht aufgehängt haben. Von dem Hofhund erfuhr ich, daß er entlaufen sei.

Man stellte mich unter Klage. Aber ich berief mich aufs Wohnungsamt. — jeder dürfe soviel musizieren, als er nur wolle. Ich hätte mich auf die Mitwirkung bei einer Jazzband-Musikkapelle vorzubereiten. Das sehe niemand nichts an — Musik sei eben Musik — Punktum.

Von jener Zeit an ist es mäusestill im Hause geworden.

Reise u. Verkehr

Die Kreuz-Schwebbahn. Als erste Schwebbahn in Bayern erhebt zurzeit die Kreuzbahn bei Garmisch-Partenkirchen. Die Konzession wurde dem Münchener Architekten Franz Deininger auf die Dauer von 80 Jahren erteilt. Nach Ablauf dieser Frist geht die Bahn in den Besitz des bayerischen Staates über. Als Bauzeit rechnet die Konzession ein Jahr vor. Die Gesamtlänge der Bahn beträgt 2,2 Kilometer, die Höhendifferenz 880 Meter, die Neigung zwischen 22 und 48 Prozent und die größte Spannweite 800 Meter. Bei einigermaßen günstiger Witterung hofft man die Bahn, die nach dem System Bleichert-Zuegg erbaut wird, bis Januar oder Februar 1926 in Betrieb nehmen zu können.

Amerikanische Wintergäste in Europa. Während in früheren Jahren der Reiseverkehr aus Amerika zur Hauptsache über die Frühjahrs- und Sommermonate sich erstreckte, scheint in diesem Jahr auch ein lebhafterer Winterverkehr als bisher bevorzustehen. Die „Neue Zürcher Zeitung“ bringt einen Drahtbericht aus New York, daß die New Yorker Hotels überfüllt seien von amerikanischen Touristen, die in Europa den Winter zubringen wollen. Diese Situation der New Yorker Hotels ist bisher, der Meldung aus Amerika zufolge, eigenartig.

Die elegante Frau von morgen.

Der Formenreichtum der Mode des Winters
1925/26.

Nichts ist veränderlicher als die Mode. Schon in dem Augenblick, da sich irgend eine Linie durchzusetzen beginnt, da bestimmte Stoffarten, Farben oder Muster bevorzugt werden, fängt der Modedesigner wieder auf neue Farben und Formen. Welche Frau wäre sich nicht des Reizes bewußt, den sie durch ihre Toiletten auszuüben vermag? Es gilt immer wieder den Mann zu überraschen, ihrer Mitwelt gleichsam stets neu und anders gegenüberzutreten.

Viele Stunden am Tage verbringt die Frau damit, darüber nachzudenken, wie sie ihr neues Kleid oder ihren Mantel arbeiten lassen soll. Dabei hat sich immer mehr der Brauch herausgestellt, daß der Schneider zwar noch immer modellschöpfend sich betätigt, daß er sich aber gern Anregungen geben läßt; denn schließlich weiß und fühlt jede Frau am besten, was sie kleidet was ihr steht und . . . was ihr Geldbeutel aushält.

Man kann immer wieder mit Erstaunen die Beobachtung machen, daß trotz der Verschiedenheit der Garberoben der einzelnen Frauen sich bestimmte Linien und Formen durchsetzen. Zahlreilich waren weite Röcke verpönt, außer bei Sportkleidern, vor allem beim Tennis, wurde ein weiter Rock verbannt. Dieses Jahr ist die große Revolution in der Mode eingetreten; der Rock ist weit geworden. Das ist das Symptom der Mode des Winters 1925/26. Mehr denn je sucht man die Schlankheit der Frau durch neue Modelinien zu betonen. Das Kleid liegt bis über die Hüften ena an. Es ist durchaus irrisch zu glauben, man sei modern, wenn man einen übermäßig weiten Rock sich machen läßt, zu dem man vielleicht 3 Meter Stoff gebraucht. Gerade eine weisse Zurückhaltung spricht für den Geschmack der wirklich eleganten Frau. Fast durchwegs dürften im Winter Röcke in Glockenform getragen werden. Füllten verwendet man fast nur noch beim Complet. Unverändert ist die Länge des Kleides. Trotz der Weislagungen aller Vorkommen, der Abnehmenden und der Sittlichkeitsfanatiker reicht das Kleid gerade bis über das Knie. Allerdings sollten diejenigen, die nicht den Vorrug haben, über schöne oder wenigstens gerade Beine zu verfügen, sich nicht allzu slavisch an die Mode halten und längere Kleider vorziehen. Immer wieder kann man beobachten, daß manche Frauen, die irgend welche körperlichen Unschönheiten haben, nicht gewillt sind, in ihrer Toilette darauf Rücksicht zu nehmen und, um nach der neuesten Mode gekleidet zu sein, lieber ihre Schönheitsfehler den Augen ihrer Mitmenschen preisgeben. Dabei ist doch die Kleidung der Frau gerade dazu da, ihre körperlichen Vorzüge hervorzuheben und über manches den herabenden Mantel der Nächstenliebe zu decken.

Am meisten interessiert jede Frau das große Abendkleid. Ihr sehnsüchtiger Wunsch ist, wenn sie auf der Gesellschaft, im Theater oder auf dem Ball im Glanze von 1000 Kerzen erscheint, die Blicke aller Männer auf sich ziehen. Wer könnte es ihr verübeln, daß sie sich wochenlang darüber den Kopf zerbricht, welche Farbennuancen sie wählen soll, ob der oder jener Stoff sich besser für sie eigne, welchem Modell der Vorrug zu geben sei. Und das Schönste ist, wenn es ihr gelingt, in ihre Garderobe irgend eine kleine persönliche Note zu bringen, die ihr niemand nachmachen kann, die sie vor den anderen auszeichnet. Die Mode des Winters ist so reich an Formen, die zur Schau aufgestellten Modelle sind oft so kompliziert gearbeitet, die Tendenz geht dahin, jedem persönlichen Wunsch möglichst weiten Spielraum zu lassen, daß es nicht allzu schwierig sein dürfte, auch für sich etwas Partes herauszufinden.

Ganz frei ist man natürlich nie bei der Auswahl der Stoffe, da sie für jedes Jahr durch England und Frankreich bestimmt werden. Aber die wirklich elegante Frau hat das feine Gefühl dafür, was selbst noch einige Monate später das Ausschlaggebende sein wird. Für das große Gesellschaftsleid werden vor allem Perlen bevorzugt. Verwandt werden Wachsperlen, die in sämtlichen Farbenschattierungen einfärbt sind. Aber ein Kleid ausschließlich aus Perlen wird nicht kommen; sie dienen dem Abendkleid als Schmuck wie bisher Siedereien. Daneben macht sich besonders eine Bewegung geltend, Straußfedern zu verwenden. Gerade die neuesten Modelle tragen an Stelle des im Vorjahre üblichen Pelzbesatzes einen Besatz von kleinen Straußfedern. Unter dem Stoffmaterial wird Lamé und Velour-Chiffon besonders bevorzugt. Neben Gold und Silber werden Stoffe in satten Pastellfarben getragen.

Der Formenreichtum der Mode 1925/26 wird vor allem durch die Umhüllungen unterstützt. Hier kann die Frau, die in der Lage ist, größere Beträge für ihre Garderobe auszugeben, den raffiniertesten Luxus treiben. Lindener Samt neben gold- und silberleuchtendem Brokat findet besonders

viel Anklang. Die bei den Modellschauen geseigten Modelle übertreffen einander in der Verwendung des kostbaren Materials. Was man wählen soll, richtet sich vor allem nach dem Abendkleid. Nichts beweist besser den guten Geschmack als eine harmonische Zusammenstellung von Abendmantel und Abendkleid. Nicht heftig genug kann die Unfitte bekämpft werden, schon am Nachmittag und auf der Straße diese kostbaren Gewänder zu tragen. Nicht nur, daß sie oft aufreizend wirken, sprechen sie vor allem für eine Unergoenheit der Frau. Gerade die elegante Frau wird am Nachmittag im Gegensatz zu den Abendgesellschaften eine einfachere Bekleidung bevorzugen.

Fast ebenso reich wie die Auswahl der Kleider und Mäntel ist die Schau der Schuhe. Auch hier gilt der Grundsatz: Harmonie der ganzen Erscheinung. Am Nachmittag den praktischen Tagesschuh, abends den mit Strick und Perlen bestickten Gesellschaftschuh. . . .

L. S.

Vom Essen.

Halt du dich schon einmal gefragt, wie und wann du isst? Die einen essen nämlich zu wenig, die anderen, sagen wir einmal, ein klein wenig über ihren Bedarf. Denn es ist eine Kunst und es gehört schon eine große Portion Willen dazu, sich mit den geliebten luftlichen Genüssen nur soweit vertraut zu machen, als es dem Körper zuträglich ist. Das erste Geles beim Essen ist: deine Mahlzeiten in Ruhe einzunehmen. Denn nicht nur wichtig ist die Frage: Was esse ich? Sondern, wie esse ich? Ausschlaggebend für die Kraft, die man für den Tag braucht, ist eben diese Ruhe. Sich selbst und seine Umgebung dazu zu erziehen, daß jede Mahlzeit in gewissem Tempo und in möglichst nicht verärgert Stimmung eingenommen wird, das ist eine Leistung, die gar nicht hoch genug eingeschlagen werden kann. Denn in dieser Ruhe liegt unbedingt seelische Mitbisse, die unser Ich aufbauen hilft.

Laß das Erziehen der Kinder bei Tisch! Tu das lieber in einer Stunde, wo das Kind weit empfänglicher dafür ist und nicht mit halbem Ohre hinhört, denn es will essen. Verschone deinen Gatten mit kleinlichen Haushaltsanordnungen und Dienstmädchengelächel bei Tisch. Und die Herren: sie mögen ein wenig Rücksicht auf die abgearbeitete Gattin nehmen und ihren Geschäftsärger draußen lassen und nicht gleich mit einem Regen von Tadel kommen, wenn die Suppe oder die Speisen mal nicht in Hochacht herauskommen.

Wenn jeden Tag dafür gesorgt wird, daß nur leichte Tischgespräche geführt werden und keine ablenkende Aufregung den Vorgang des Essens stört, wenn sich diese Ruhe regelmäßig erhalten läßt und nicht mehr gegeben wird, als der Appetit verlangt, dann muß das Essen anklagen. Den unterdrückten Ehegatten, den kann man, wenn durchaus gesant sein muß, nach Tisch austragen; er wird aber meistens durch eine gute Mahlzeit beänftigt und verfliegt.

Ein Wort noch über das Frühstück. Die stark beschäftigte Hausfrau oder die berufstätige Frau (das gleiche gilt für den Mann) ist sicher schon dahinter gekommen, daß es ein großer Unterschied ist, ob man sein Frühstück stehend, sich ankleidend und verhebt oder in aller Ruhe und Gemütlichkeit, ohne große Reden einnimmt. Am Morgen ist der nervöse Mensch — und wer ist das heute nicht mehr oder weniger — meistens eine Weile unbrauchbar, bis er in aller Ruhe sein Frühstück vertilgt hat. Darum hat diese erste Mahlzeit des Tages eine große Bedeutung für die Nerven. Man sollte lieber eine Viertelstunde früher aus dem Bett heraus, als sich jeden Tag aufs neue schädigen. Und am besten gar nichts reden, Problematische Gespräche am frühen Morgen sind Turnkünste, die einem nicht bekommen. Eisfriede Telle n.

Die praktische Hausfrau.

Eier für den Winter aufzubewahren. Erste Bedingung beim Einlegen der Eier für den Winter lautet: Die Eier müssen frisch sein! Man gebe lieber ein paar Wenig mehr dafür aus, dann hat man im Winter keinen Ärger. Das beste Konservierungsmittel für Eier ist immer noch Wasserlglas. Man kocht das Wasser auf, läßt es abkühlen und gießt Wasserlglas hinein, und zwar rechnet man auf einen Teil Wasserlglas 10 Teile Wasser. Nun werden die Eier in einen Steintopf gelegt und die Wasserlglaslösung darübergegossen. Die Eier müssen vollständig bedeckt sein. Im Laufe des Winters muß man von Zeit zu Zeit nachsehen, ob nicht zu viel Wasser verdunstet ist und gegebenenfalls nachgießen. Statt Wasserlglas kann man auch Kalkmilch nehmen oder auch die Eier in eine Kiste mit Asche legen. Ein altbewährtes Mittel, Eier ohne sie einzulegen längere Zeit frisch zu erhalten, ist, daß man sie von Zeit zu Zeit umdreht.